

„Alle Begabungen sind gleich – aber manche sind gleicher als andere“*

Evolutionäre Aspekte des gesellschaftlichen Bildes intellektueller Hochbegabung

Während sportliche, musische und Unterhaltungstalente oft großes gesellschaftliches Ansehen genießen, ist dies bei intellektueller Hochbegabung in viel geringerem Maße der Fall. Dies zeigt sich unter anderem bei der Förderung: Niemand würde annehmen, dass sich etwa sportliches Talent entfalten kann, ohne dass es immer wieder durch entsprechendes Training gefordert wird. Bei intellektuell Hochbegabten hingegen trifft man auf das Vorurteil, dass diese „auch so zurechtkommen“. Warum ist das so? In diesem Artikel möchte ich einige neue evolutionspsychologische Forschungsergebnisse dazu vorstellen.

Ich freue mich auf eure Kommentare, Anregungen und Ideen zu dieser Reihe – mailt mir an MERF@mensa.de!

Stellen wir uns folgende Situation vor: Bei einem Elternabend in der Schule schlägt einer der Anwesenden vor, ein Förderprogramm für intellektuell Hochbegabte zu etablieren. Eigens für dieses Programm soll ein spezialisierter Lehrer eingestellt werden. Das Konzept beinhaltet die Gruppierung der Schüler nach Fähigkeiten sowie ein beschleunigtes Training im Vergleich zu Normalbegabten; geplant sind außerdem Wettkämpfe mit anderen Schulen. Von den Eltern wird erwartet, dass sie finanziell zu dem Programm beitragen – und zwar unabhängig davon, ob ihre Kinder daran teilnehmen oder nicht. Wie aufgeschlossen wäre wohl die Mehrzahl der Lehrer und Eltern?

*Geake & Gross (2008), S. 218.

Unterschiedliche Akzeptanz

Genau dieses Gedankenexperiment unternahm in den 70er-Jahren ein amerikanischer Schulleiter – und stieß dabei auf vehemente Ablehnung: Eine solche Maßnahme sei elitär, benachteilige die Schwächeren und sei folglich ethisch nicht tragbar. Der Clou dabei war, dass ein exakt identisch strukturiertes Programm seit Jahren existierte und von der Schule mit großer Begeisterung unterstützt wurde – mit dem kleinen Unterschied, dass nicht intellektuell Begabte, sondern talentierte Basketballspieler die Nutznießer des Programms waren. Es ist durchaus eine Überlegung wert, sich vorzustellen, wie ein solcher Vorschlag wohl heute aufgenommen würde ...

Aber warum findet Förderung für sportlich (und auch musisch) talentierte Menschen so breite Akzeptanz? Warum stellt sich erst gar nicht die Frage, ob Förderung in diesen Bereichen überhaupt notwendig ist, während bei intellektuell Hochbegabten selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass diese sich auch ohne Hilfe von außen angemessene Lerngelegenheiten und -bedingungen suchen oder sogar selbst schaffen? Anders gefragt: Warum wird sportlich oder musisch Talentierten Unterstützung so bereitwillig gewährt, während Lehrer

Eine kleine Reise durch die Begabtenforschung (VII)

und andere „Torwächter“, die über die Zulassung zu Fördermaßnahmen bestimmen, bei intellektueller Hochbegabung wesentlich zurückhaltender, in manchen Fällen sogar direkt feindselig sind?

Die Frage der sozialen Konformität

Ein Erklärungsansatz geht von der sogenannten „sozialen Compliance“ aus, der willigen Konformität mit den Normen des gesellschaftlichen Miteinanders. Evolutionär betrachtet ist es äußerst sinnvoll, sich an solche Regeln zu halten: Vereinfacht gesagt, verbessert sich der Zusammenhalt der Gruppe (und somit letztlich auch die Überlebenschance für alle), wenn man sich darauf verlassen kann, dass alle Mitglieder diese Regeln akzeptieren. Sportliche oder musische Fähigkeiten sind Begabungen, die man als sozial konform bezeichnen kann: Körperlich starke und athletische Individuen können beispielsweise in besonderem Maße zur Verteidigung der Gruppe beitragen, künstlerisches Talent kann sich in Form gemeinsamen Musizierens, szenischer Gestaltung bis hin zur Geschichtsschreibung entfalten und hat somit kulturellen Wert. Bei intellektueller Hochbegabung hingegen ist der Nutzen für die Gruppe nicht unmittelbar ersichtlich: Hier profitiert zunächst einmal das Individuum selbst, etwa in Form höherer Bildung. Intellektuelle Begabung ist folglich weniger sozial konform als andere Begabungsformen. Hinzu kommt, dass insbesondere die kreative Umsetzung von Begabung oft auch Phasen der „schöpferischen Einsamkeit“ (Storr, 1990) erfordert, damit sich die vielfältigen Eindrücke, die das kreative Individuum über die Zeit sammelt, zu neuen, sinnvollen Einheiten zusammensetzen können.

Unbeliebte Streber

Diese Nonkonformität hat entsprechende Konsequenzen für die soziale Integration intellektuell Hochbegabter. Fragt man Lehrer, weshalb sie ein Kind nicht fördern (beispielsweise durch akzelerierende Maßnahmen wie das Überspringen von Klassen), ist ein häufiges Argument, das Kind sei „sozial noch nicht so weit“. Im Beliebtheitsranking von Grundschullehrern stehen ganz oben durchschnittlich Begabte, die nicht besonders viel lernen (bei Lehrern weiterführender Schulen sind es die begabten Nichtlerner); am unteren Ende der Skala hingegen finden sich die besonders begabten „Streber“, die sich zusätzlich auch noch anstrengen. Eine Förderung dieses Lernhungers würde folglich dazu beitragen, den ambivalenten sozialen Status der besonders Begabten noch weiter zu gefährden.

Die Macht der Sprache

Ein Aspekt, der Hochbegabung und soziales Miteinander verbindet, ist die Sprache: Verbale Begabung ist einer der großen Teilbereiche intellektueller Begabung. Betrachtet man Sprache als das, was sie evolutionär ist – ein Mittel zur Schaffung sozialer Bindung, das (im Gegensatz zur gegenseitigen Körperpflege) auch in größeren Gruppen funktioniert (Dunbar, 1996) –, so wird deutlich, dass in den frühen protosprachlichen Gemeinschaften insbesondere sprachlich begabte Individuen großes Potenzial mitbrachten, um soziale Zusammenhänge, wie sie in der Sprache zum Ausdruck kamen, zu verstehen. Dies in Verbindung mit der sozialen Nonkonformität und möglicherweise auch einem zeitweiligen Sich-Absentieren aus der Gemeinschaft legt einen Verdacht nahe: dass dieses Individuum

„Möglicherweise findet die alte Assoziation von ‚Genie und Wahnsinn‘ auch hier in gewisser Weise ihren Niederschlag ...“

seine besonderen Fähigkeiten in unfairer Weise nutzen könnte, um die Gruppe zu unterminieren und die Beziehungen der Mitglieder untereinander im Sinne seiner eigenen Ziele zu manipulieren.

Zwei Seiten derselben Medaille

Die Befunde von Geake und Gross bestätigen genau diese Hypothese: In ihrer Untersuchung ließen sich verschiedene Aussagen zu wahrgenommenen Eigenschaften und Verhaltensweisen Hochbegabter zu insgesamt drei Faktoren verdichten: (1) allgemeine kognitive Komponenten, zum Beispiel „Hochbegabte verstehen Dinge schneller“, (2) schlechte soziale Passung („Hochbegabte respektieren keine Autoritäten“ oder „Hochbegabte werden als elitär wahrgenommen“) und (3) ein weiterer, interessanterweise jedoch vom zweiten Faktor weitgehend statistisch unabhängiger Aspekt sozialer Passung, der sich eher auf sozialen Rückzug und das Ausnutzen des intellektuellen Potenzials zum eigenen Vorteil bezieht, zum Beispiel die Verneinung der Aussage „Hochbegabte sind ungewöhnlich sensibel für die Gefühle anderer“. Spannend ist darüber hinaus, dass es einen starken negativen

statistischen Zusammenhang zwischen Faktor (1) und (3) gibt. Dies deutet darauf hin, dass die beiden Aspekte zwei Seiten derselben Medaille sind – anders ausgedrückt: Möglicherweise findet die alte Assoziation von „Genie und Wahnsinn“ auch hier in gewisser Weise ihren Niederschlag ...

Weiterbildung gegen Vorurteile

Eine gute Nachricht jedoch zum Schluss: Das Positive an denkenden Menschen ist, dass sie nicht willenlos ihrer genetischen Ausstattung unterworfen sind, sondern ihre Einstellungen und (Vor-)Urteile durch Reflexion verändern können. In der Tat zeigen Studien den Erfolg von hochbegabungsbezogenen Weiterbildungen auf die Einstellung von Lehrern gegenüber besonders begabten Schülern. Es bleibt zu hoffen, dass das Wissen, dass Hochbegabte im Grunde gar nicht so unnormal sind, sich in näherer Zukunft noch weiter durchsetzen wird. Und wer für seine Begabungen und Fähigkeiten Wertschätzung erfährt, wird sein Potenzial auch kaum dazu nutzen, den Menschen in seinem sozialen Umfeld zu schaden. *Tanja Gabriele Baudson*

Literatur

- » Dunbar, R. I. M. (1996). Grooming, gossip, and the evolution of language. London: Faber & Faber.
- » Gallagher, J. J. (1976). Teaching the Gifted Child (2nd edition). Boston: Allyn & Bacon.
- » Geake, J. G. & Gross, M. U. M. (2008). Teachers' negative affect toward academically gifted students: An evolutionary psychological study. *Gifted Child Quarterly*, 52, 217-231.
- » Storr, A. (1990). Die schöpferische Einsamkeit. Wien: Paul Zsolnay Verlag.